

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kindliche Aufopferung in der Schreckenszeit

[urn:nbn:de:bsz:31-339292](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339292)

Joseph Felndorfer, ein siebzigjähriger, stelsfüßiger Invalide des Kaisers Franz von Oesterreich, an einem Bayme des Wiener Praters, dem vielbesuchten Erholungsort, und siedelte mit den drei Fingern seiner rechten Hand — die beiden andern hatte er im Kriege verloren — auf den Saiten seiner Geige, während sein kluger und treuer Hund neben ihm auf den Hinterfüßen stand, einen alten Hut zwischen den Zähnen, zum Einsammeln der milden Gaben. Aber heute schien das Glück dem armen Geiger nicht lächeln zu wollen, den, sammt seinem gelehrigen Pudel, die Vorüberwandelnden gar wenig beachtetten.

Bereits nahete der Abend, und noch war der Hut leer. Dem greisen Invaliden rollten Thränen über die benarbten Wangen, und sein Blick bekundete tiefe Wehmuth. Da trat auf einmal ein vornehm gekleideter Herr heran und sagte in gebrochenem Deutsch: „Comarade, leihen du mir dein Violin auf ein Stund; da, da oben du Geld dasor!“ Der Invalide blickte höchlichst verwundert bald den vornehmen Franzosen, bald das Silberstück an, welches dieser ihm gereicht, und gab ihm nach einigem Bedenken seinen Voderwerb, die Geige. Der Fremde stimmte sie kunstgerecht und begann jezt zu spielen. Er legte seine ganze Seele, seine ganze Fertigkeit in das ärmliche Instrument, und es war just als hörte man Engelsstimmen, die um Mitleid und Erbarmen sehetten für den alten Mann. Die zahlreichen Spaziergänger wurden aufmerksam, und lauschten den wunderhaften Tönen. Erst blieb einer stehen, dann mehrere; des Fremden herrliches Spiel fesselte und bezauberte sie. Glänzende Equipagen hielten an, und allüberall wurde die Frage laut, wer der große Künstler wohl sein möge?

Dieser fing nun freundlich an zu sprechen: „Eh bien, Messieurs et Mesdames, ick geben da Concert für ein pauvre invalide, aber das Entree sein nich frei! Ganz nach Ihr Pläsir kann's geben, aber in die Hut von die alten Mann!“

Das ließen sich die guten, lebenslustigen Wiener nicht zweimal sagen. Bald regnete es Gold und Silber, Thaler und Zwanziger von allen Seiten, und der Hut wurde so überfluthet und schwer, daß der Pudel, der ganz erstaunt drein schaute, ihn nicht mehr halten konnte. „Leere den Hut aus, Alter, wir füllen ihn wieder!“ riefen einige Zuhörer. Der überglückliche Invalide gehorchte der Mahnung, und die Augen des fremden Künstlers leuchteten und strahlten voll Freude und Wonne. Endlich stimmte er die Melodie des österreichischen Volkslieds an, und der

Jubel und das Weisallklatschen wollten gar kein Ende nehmen.

Der alte Joseph Felndorfer konnte, daheim kaum fertig werden mit Geldzählen; so reich war er in seinem ganzen Lebenlang nicht gewesen.

Tags darauf fand ein großes Concert am kaiserlichen Hofe statt. In den Prunkgemächern des Residenzschlosses ließ sich, unter Andern, auch Alexander Voucher hören, erster Violinspieler und Kapellmeister des Königs von Spanien. In ihm ward, zur allgemeinen Freude, der fremde Herr erkannt, welcher gestern im Prater die Kummerthänen des unbeachteten Invaliden in Thränen des Dankes und der Freude verwandelt hatte.

Solch einen Künstler, der nicht allein auf eigenen Gewinnst bedacht ist, dessen Kunst aber auch nach Brod für die Armen geht, lasse ich mir gelten und sein Namen soll bekannt und hoch gepriesen werden! Derlei Männer sind äußerst selten in unsern geldsüchtigen Zeiten, die immer mehr und mehr dem leidigen Mammon fröhnen.

Kindliche Aufopferung in der Schreckenszeit.

(Von einem Augenzeugen erzählt. — Mit einer Abbildung.)

Als ich aus einem der Pariser Clubs fortgeschleppt wurde, in welchem ich unvorsichtig genug gewesen, die Grausamkeiten des Tyrannen Robespierre zu verdammen und zu brandmarken, warfen mich drei Gendarmen in eine Kutsche und fuhren mit mir nach dem Gefängniß. Ein Haufen Sanéculottes folgten uns, schwenkten ihre rothen Nützen, schlangen ihre Wifen und brüllten, bis an die Gefängnißthüre, ihr wüthendes: «Ca ira! ca ira!» während eiliche noch hinzusetzten: „Da gib's neues Futter für die Guillotine!“ Mir war's dabei gar nicht wohl zu Muth. Allein sobald ich den Gefängnißgarten betrat, sah ich, daß meine Lage doch nicht so unglücklich war, wie ich befürchtet hatte, denn unser Gefangenwärter, der gute, alte Benedikt, war so nachsichtig als möglich. Außerdem hatte ich die Freude, hier meine alten Freunde wiederzufinden, den Marquis de Fleury, den Grafen de Mirepoix, die Herzogin de Merville und den braven, alten Marschall de Moncy. Es fehlte daher nicht an Gesellschaft in Port Libre, so hieß mein Gefängniß. Wir waren unsrer Zehn in einem Zimmer und lebten wie Brüder; das Auskehren und Aufräumen besorgten wir, der Reihe nach, holten

Wasser, hielten kochen, und die täglichen Unterkosten beließen sich auf vierzig Sous.

Die männlichen Gefangenen bewohnten ein großes, dreistöckiges Gebäude, mit einer langen Flur und zweiunddreißig Zellen in jedem Stockwerke. Die weiblichen Gefangenen hatten ein besonderes Gebäude inne, vor dessen eiserner Pforte Wachen standen; Abends jedoch waren wir Alle bei einander. Im ersten Stockwerk bestand sich ein großer Saal, wo wir an sechs Tischen, jeder mit zwölf Bedecken, zu Mittag speißen. Abends denn, erschienen die Damen und nahmen einen für sie bestimmten Tisch ein. Sie beschäftigten sich mit weiblichen Arbeiten, während die Männer an einem größern Tische saßen und entweder laut läsen, oder schrieben, oder zuhörten. Sobald vorgelesen wurde, herrschte allgemeines Stillschweigen; sodann kam ein einfaches Nachessen, wobei ein Jeder sein Möglichstes that, um seine Gefangenschaft zu vergessen und die Leidensgefährten zu unterhalten und zu erheitern. Wir gleichen mehr einer Familie auf einem alten, adelichen Landsitze, als Unglücklichen, derer die Guillotine harrete.

Während des Tags durften wir im Garten spazieren gehen, auch Abends, wenn wir Lust dazu hatten und die Namen aller Gefangenen vorgelesen worden. Der Garten bestand aus dem alten Klosterhofe, dem ehemaligen Friedhof der Mönche, woselbst mehrere große Linden und Eiben hinreichenden Schatten uns gewährten.

Mein vertrautester Freund unter Allen war der alte, wackere Marschall von Moncy, ein bewandterter Musikus. In seinem altmodischen braunen Rocke, mit der langen seidnen Weste, den weißen Strümpfen, dem gepuderten Kopfe und dem großen dreieckigen Hute, stand er so recht als das treueste Bild eines würdigen Edelmanns aus der vergangenen Königszeit da. Er ließ sich's nicht nehmen, die den Jakobinern so verhassten silbernen Schuhschnallen zu tragen, und verabscheute von ganzem Herzen die dreifarbigten Kokarden und Binden, sowie überhaupt Alles, was an die Revolution erinnerte.

Gleich am zweiten Tage meiner Gefangenschaft begegnete ich dem alten Kriegsmann, als er eben unter der Last eines schweren Wasserimers daherschwangte. Trotz seiner Versicherung, diese körperliche Bewegung diene zu seiner Gesundheit, bestand ich darauf, den Eimer statt seiner zu tragen. Dann verließ er mich, um das Zimmer zu fegen. Mit ehrerbietigem Mitleid schaute ich dem alten Manne zu, wie er die roh gezimmerten Tische und Stühle sorgsam ab-

stäubte. Diesen Anblick konnte ich noch ertragen, allein als er das Küchengeschirr zu reinigen, die Messer und Gabeln und Löffel zu putzen und unser einfaches Mahl zu bereiten begann, da war's mir nicht möglich, länger ruhig zuzusehen. Voll Ehrfurcht trat ich zu ihm, meinem Beistand als Koch ihm anbietend. Lächelnd verbeugte er sich sehr höflich und dankte mir wie ein echter, alter Hofmann. Gleich darauf waren wir Beide mit dem Schälen und Zerhacken von Zwiebeln beschäftigt und mit der Zubereitung eines Bratens, während welcher eine trauliche Unterhaltung sich entspann.

„Ist Ihnen die hier herrschende Beschränkung der Freiheit sehr lästig?“ fragte er, nach dem Salz lachend und es so sorgfältig wie ein Koch über das Fleisch streuend. „Wenn man die Gefangenschaft mit philosophischem Sinn betrachtet, so ist sie nichts. Denken Sie nur, es wäre eine freiwillige Zurückgezogenheit, und Sie werden sich dann ebenso frei fühlen, wie der grausame Robespierre und seine Genossen nur sein können.“

Ich wollte antworten, daß meine Philosophie doch schwerlich ausreichen würde, diesen Gedanken recht zu fassen, als ein Mitgefänger, der Priester Bazire, zu uns trat.

„Bravo, mein lieber Marschall! Bravo Herr Drouet!“ sagte er; „wie dürsten wir uns über unsre Gefängnißloft beklagen, wenn solche Köche die Mahlzeiten zubereiten! Aber eine Neuigkeit, meine Freunde, eine Neuigkeit! Heute ist der Jahrestag der Einnahme und Zerstörung der Bastille! Ein glorreicher Tag, der alle die braven, unschuldigen Männer hier ins Gefängniß geführt hat. Nun haben unsre weiblichen Mitgefänger beschlossen, diesen Tag durch einen Ball zu feiern. Ihre Geige, Herr Marschall, wird dabei von großem Nutzen sein.“

„Mit Stolz und mit Vergnügen,“ versicherte der Marschall, „werde ich mein Instrument und meine Spielkunst allen Mitgefängenen zur Verfügung stellen; ich will sie richtig tanzen machen!“

In diesem Augenblick kam Jazard, ein träger, dem Trunke ergebener Wärter, den selbst der brave Benedikt fürchtete, den Hausgang daher, von zwei riesigen Hunden gefolgt; in einer Hand trug er einen Steinkrug, in der andern, ein großes Schlüsselbund, und ein gewaltiger Säbel hing an seiner Seite. Eben hatte der Marschall seine Geige aus der anstoßenden Schlafkammer geholt, und fing an sie zu stimmen, als Jazard stehen blieb und ihn mit hämischen Grinsen betrachtete.

„Nu, nu, Sie scheinen ganz münter zu sein, alter Herr!“ spottete der rohe Mensch. „Spielen

Sie mir doch die Carmagnole! Wüßten Sie was Ihnen bedorfeht, so wär's fertig mit dem Seigen!"

Ganz ruhig sagte der Marschall: „Still da! Pack dich fort, deine rohe Stimme stört den Ton meines zarten Instruments!"

Diese Ruhe reizte den wilden Jazard. „Nehmen Sie sich in Acht!" drohete er, „Sie, verdächtiger, alter Narr! sonst werd' ich Sie verklagen und anderswo festsetzen lassen, bis die Guillotine Ihnen den Bart scheert. Mehr verdienen Sie nicht!"

Des ehrlösen Menschen schändliches Betragen empörte mich dergestalt, daß ich ihn angriff, zu Boden warf und mit der flachen Klinge seines eigenen Säbels ihn weidlich durchbläute. Auf sein wüthendes Geschrei kam Benedikt herbei, der sich seiner jedoch keineswegs annahm, sondern ihn rüchtig abkapitelte.

„Was da? Wieder die alten Streiche, Jazard!" rief er in strafendem Tone. „Fort von hier, und schnell! Du hast hier nichts zu thun, und passst überhaupt nur zum Bewachen von Galeerensclaven, was du früher gethan. Nur schnell fort, oder ich rufe die Wache!"

Brummend schlich der Unmensch fort und murrte drohend, daß er uns Alle verklagen werde. Der gutmüthige Benedikt suchte ihn zu entschuldigen, und schrieb sein elendes Benehmen der Trunkenheit zu.

Der Abend kam, und mit ihm allgemeine Heiterkeit. Die Eßtische wurden auf die Seite gestellt, und ein leidlicher Ballsaal hergerichtet, der sich bald mit Länzern und Länzerinnen füllte.

Auch ich hatte soeben mit einer Dame nach des Marschalls melodischer Geige getanzt, und war gerade im Begriff meine Länzerin an ihren Platz zurückzuführen, als ich Benedikt eintreten und dem Marschall einen Brief überreichen sah, worauf dieser mir winkte und der Thür zuzuging. Wir begaben uns in den mondbeleuchteten Garten. Ich bemerkte, daß die Gesichtszüge des Marschalls sich plötzlich verändert hatten. Unter einem großen Eibenbaum setzten wir uns nieder.

„Mein lieber Freund," begann jetzt der alte, wechre Mann, „ich habe Sie hier in Gefängnisse lieb gewonnen, und möchte Ihnen darum gern ein Geheimniß anvertrauen, welches mir das Herz zerreißt. Sie halten mich für kinderlos, aber dem ist nicht so! Ich habe einen Sohn, doch der ist, leider! ein Wüßling geworden und ein Landstreicher, und hat dadurch seiner armen Mutter das Herz gebrochen! Als wandernder Musikant und Schauspieler der niedersten Art

zieht er umher. Alles Schamgefühl ist bei ihm erloschen und den edeln Familiennamen von Moncy hat er entehrt. Ich habe den Vaterfluch über ihn ausgesprochen, daß meine Augen ihn nicht mehr sehen sollen. Da hat mir nun soeben Benedikt einen Brief von ihm gebracht, in welchem er mir schreibt, daß er mich retten könne, wenn's ihm erlaubt werde, in das Gefängniß zu kommen. Er bittet und fleht, ihm zu verzeihen und zu erlauben, daß er sich verhaften und hierher bringen lasse. Draußen an der Pforte wartet der Verworfene, der Elende, auf eine Antwort!"

„Und wie wird diese lauten?" fragte ich. „Werden Sie ihm wohl verzeihen?"

„Ich habe nur Eine Antwort," erwiderte der Marschall, indem er aufstand und in das Mondlicht trat, das ihn ganz geisterhaft beschien, — „nur die Eine Antwort, daß er mir niemals wieder vor die Augen kommen solle. Sie sind mein Freund; wollen Sie dem Verlorenen diese Antwort überbringen? Ich wüßte nicht, wen ich sonst schicken könnte."

Deutlich sah ich ein, daß der Marschall von diesem strengen Entschluß nicht abzubringen sei, und übernahm daher, übel oder wohl, den peinlichen Auftrag. Durch den geräuschvollen Saal zurückkehrend, begab ich mich an die äußere Pforte. Ein bleiches, abgezehrt, kummervolles Gesicht, dem des Marschalls sehr ähnlich, blickte verlangend durch die starken Eisenstäbe herein.

„Sie kommen von meinem Vater, lieber Herr?" rief der junge Mann mir entgegen, indem er die Hand ausstreckte, um den erwarteten Brief in Empfang zu nehmen.

„So ist's," war meine kurze Antwort.

„Bitte, den Brief! Bitte, geben Sie mir schnell den Brief!"

„Leider habe ich keinen."

„Aber doch wenigstens mündlichen Bescheid? — Schnell, o schnell! Darf ich zu ihm kommen?"

„Es schmerzt mich sehr, eine solche Botschaft einem Sohne von seinem Vater überbringen zu müssen, allein ich muß mein Versprechen halten. Der Marschall hat geschworen, Sie nie mehr sehen zu wollen."

„Hab' ich's Ihnen nicht gleich gesagt?" bemerkte der herbeigekommene Benedikt. „Ich kenne den Marschall zu gut; er ist hart wie Stahl und Eisen!"

Tief und schmerzlich stöhnend klammerte sich der junge Mann an das Gitterthor. Als er sich wieder in etwas gefaßt hatte, sagte er zu mir: „Ich danke Ihnen, mein Herr, für das Mitleid welches ihre Stimme verräth! Gott weiß, daß

ich noch wenig Mitleid bei Andern gefunden habe! Jetzt bleibt mir nur noch Eine Hoffnung! Leben Sie wohl, auf Wiedersehen!"

"Ich kehrte zurück, ernstlich seine letzten Worte bedenkend, die mir eine nahe und drohende Gefahr anzudeuten schienen, und berichtete dem Marschall Alles was bei meinem schmerzlichen Auftrag vorgefallen. Auch ihm gaben seines Sohnes Worte viel zu denken. —

In der folgenden Nacht ward ich plötzlich von einem grellen Lichte erweckt, das mir in die Augen schien. Halb schlaftrunken blickte ich auf und sah mein Bett von einer Anzahl Sansculottes umgeben, welche, mit Laternen und blanken Säbeln in den Händen, gekommen waren, um die Gefangenen zu visiriren und zu zählen. Einer derselben, die dreifarbigte Schärpe um den Leib, las aus einem Zeitungsblatte folgende Stelle vor: „Das Revolutions-Tribunal hat beschlossen, die Aristokraten alle zu verurtheilen. Gestern wurden sechzig derselben zum Tode verurtheilt.“ Hierauf begab sich der Trupp in eine andere Schlafkammer.

Kaum waren wir Morgens aufgestanden, als der böshafte Wächter, der Fazard, erschien und uns mit roher Freude meldete, daß wir an diesem Tage nach der Conciergerie gebracht werden sollten, aus welcher gewöhnlich der Weg nur zum Schaffot führte.

Was Fazard uns so schadenfroh vorhergesagt, ging in Erfüllung, doch nur theilweise, denn wir wurden nicht Alle nach der Conciergerie abgeholt: der Marschall und ich und noch etliche andere Mitgefangenen. Mit nassen Augen, aber festem Herzen, nahmen wir von unseren zurückbleibenden Freunden Abschied. Der gute Benedikt weinte Thränen innigen Mitleids, und der böshafte Fazard brummte fluchend, daß wir sämmtlich quillotintirt werden sollten.

Mit schwerem Herzen betrat ich den düstern Eingang des neuen Gefängnisses, denn von jetzt an waren unsre Tage gezählt. Sogar der sonst immer so muthvolle Marschall schien von trüben Gedanken niedergedrückt zu werden, die vielleicht aus einer ihm selbst unbewußten Liebe für seinen unglücklichen Sohn entsprangen. Seine Heiterkeit war verschwunden, und es kam mir vor, als sehnte er sich nach dem Tode.

Zwischen der ersten und zweiten Pforte mußten wir einige Zeit warten, um unsre Namen aufzeichnen zu lassen. Während dessen ertönte die Sturmlocke und ein Haufen Sansculottes zog lärmend die Straße heran, rasselte mit den Säbeln und Hellebarden und sang brüllend die Car-

magnole. Unwillkürlicher Schrecken erfaßte uns, und Alle riefen wir, wie mit Einer Stimme: „Sie kommen, um uns niederzumetzeln!"

„Nun, in Gottes Namen, so will ich der Erste sein!" sagte der Marschall rasch entschlossen, trat unter den Eingang und warf seinen dreieckigen Hut hinter sich.

Gewaltsam wollten wir ihn zurückhalten, da öffnete sich plötzlich das große Thor und ein neues Duzend Gefangener wurde von Bewaffneten hereingeschleppt, die sich dann wieder zurückzogen.

„Ich hatte gehofft, meine Zeit sei gekommen, denn ich bin des Lebens müde!" sprach traurig der Marschall, während wir nach unsern Zellen gingen.

„Wir werden Alle ja Märtyrer sein," entgegnete ich; „geduldig wollen wir uns diesem Schicksal unterwerfen, ohne es jedoch absichtlich zu beschleunigen!"

„Ach, es ist nicht die Furcht vor dem Gefängniß und der Guillotine was mich niederdrückt!" sagte der Marschall, und barg sein Gesicht in beide Hände. —

So waren wir jetzt gezwungene Bewohner der berüchtigten Conciergerie, die man mit allem Recht einen Vorort der Hölle nennen konnte, und die Meisten verließen ihre dunkeln Gewölbe nur, um, wie ich schon gesagt, das blutgetränkte Schaffot zu besteigen.

Unsere traurige Lage war jedoch nicht das Einzige, was wir zu erdulden hatten; allabendlich, wenn die Thüren verschlossen und die Namen der Gefangenen abgelesen wurden, unterwarf man uns neuen Demüthigungen und Entbehrungen. Gewöhnlich erschienen zu diesem Zwecke drei oder vier halbbetrunkene Schließer, mit ertlichen großen Hunden, die bei Nacht in den Höfen Wache hielten. Die Liste der Namen, welche verlesen werden sollten, war gewöhnlich ungenau und unleserlich geschrieben, daher häufig unrichtige Namen abgerufen wurden, auf die Niemand Antwort gab. Dann folgten Flüche, Drohungen und Mißhandlungen, bis endlich der Irrthum sich aufklärte, worauf wir abgezählt wurden, wie eine Herde Schafe, und einzeln in die Kerker getrieben.

In einem abgeschlossenen Raume zwischen der ersten und zweiten Thür durften die Gefangenen und Verurtheilten ihre Frauen und Kinder empfangen. Dorthin kamen die braven, edeln Weiber, allen Gefahren zum Trost, um ihren Lieben ein letztes Lebewohl zu sagen, während Bewaffnete um sie her standen und draußen bereits die Karren

warteten, um die dem Tode Geweihten zum Richtplatze zu führen.

Am dritten Tage unfres Aufenthalts in der Conciergerie begann ein neuer Hoffnungsstrahl uns zu leuchten. Der gute, wackere Benedikt war zum Thürhüter derselben ernannt, und Vort Libre, unser vormaliges Gefängniß, der Bewachung des Schließers Tazard überlassen worden. Als Benedikt so unverhofft anlangte, befand ich mich gerade an der Pforte, und eilte sogleich mit dieser freudigen Nachricht zum Marschall, der jetzt nur selten seine einsame Zelle verließ. Meine, wie ich glaubte, willkommenene Mittheilung, machte aber keinen großen Eindruck auf ihn. „Ich bin mit dem Leben fertig,“ sagte er, „und stündlich des Karrens gewärtig, der mich zur Guillotine bringen soll!“ — Vergänglich blieben alle meine Bemühungen, ihn aufzuheitern und zu ermüthigen; er schüttelte traurig und schweigsam das müde Haupt.

Am vierten Abend, kurz vor dem Nachteffen, während ich mit Benedikt am Thorflüßchen plauderte, wurde außerhalb gedocht, und sein Gesicht nahm plötzlich einen ernsten, unruhigen Ausdruck an. Er schloß die Thür auf, und ein Mann, den Hut tief über die Augen gezogen, trat ein. Es war des Marschalls unglücklicher Sohn! Er erschrock bei meinem Anblick, doch Benedikt flüsterte ihm einige beruhigende Worte zu.

„D nur schnell, nur schnell!“ bat hierauf der junge Mann. „Führt mich zu meinem Vater, guter Benedikt! In dieser Nacht noch werden die Untertanen ihn holen wollen. Ich habe das Verzeichniß gesehen, in welchem, von Robespierres eigener Hand, sein Name durchstrichen ist mit rother Dinte. Den Schlaftrunk und die Farben, um unsere Gesichter zu verändern, hab' ich bei mir. Der allmächtige Gott möge mir Kraft schenken in dieser entscheidenden Stunde!“

Bei diesen räthselhaften Worten blickte ich Benedikt stauend und fragend an.

„Ja wohl, dieser Herr ist ein guter und braver Sohn,“ sagte Benedikt zu mir. „Obgleich verstoßen, ist er dennoch fest entschlossen für seinen Vater zu sterben. Mit meiner Hülfe will er diesen Abend einen Schlaftrunk in des Marschalls Wein mischen und ihn dann, wenn er bewußtlos ist, von seinem Bett entfernen und sich selbst an seine Stelle legen.“

„Das ist reiner Wahnsinn!“ rief ich entsetzt. „Es wird Beiden das Leben kosten!“

„Nein, mein Herr, es ist kein Wahnsinn!“ vertheidigte sich der junge Mann; „in andern Gefängnissen schon wurde dieses Mittel mit Er-

folg angewendet. Ich bin ein Schauspieler gewesen, und deshalb auch im Stande, mit Hülfe von Farben, ein Gesicht jung oder alt erscheinen zu machen. Sie, lieber Herr, sind meines Vaters Schlafgenosse; Sie sind sein Freund; Sie lieben ihn, ich weiß es bestimmt. Wollen Sie mir behülflich sein, ihm die Kleider auszuziehen und ihn auf ein anderes Bett zu bringen? Die Blutmenschen, welche in dieser Nacht kommen werden, um ihn zu holen, kennen ihre Opfer nicht persönlich und müssen sich daher auf Benedikt's Anweisung verlassen, und ehe Verdacht entstehen kann, ist mein Kopf schon gefallen.“

„Aber, junger Mann, diese edelmüthige Aufopferung wird Ihren Vater schwerlich retten,“ wandte ich ein. „In wenigen Tagen kann auch der Befehl zu Ihrer Hinrichtung kommen, und dann ist der brave Marschall doch verloren.“

„Nein, nein!“ rief er. „Bereits sind sichere Zeichen da von Robespierres nahem Sturze. Seine eigenen Freunde fürchten ihn, und schon ist eine Verschwörung im Werke. Seine Zeit ist abgelaufen. In wenigen Tagen werden mildere Männer an Frankreich's Spitze stehen, und meines theuern Vaters Rettung ist gewiß! Doch, lieber Herr, wir verlieren da die kostbare Zeit mit Plaudern! Schnell, Benedikt! Jede Minute bringt meinen Vater dem Tode näher! Lieber Herr, wollen Sie uns helfen?“

Ich konnte kein Wort hervorbringen, und statt aller Antwort drückte ich dem braven jungen Manne herzlich die Hand.

„Sie werden sehen,“ sagte er ganz freudig, „wie schnell ich mich derart verändern kann, daß selbst mein Vater mich nicht erkennen würde.“ — Nun trat er in Benedikt's Stübchen, stellte sich vor einen kleinen Spiegel, zog Farben und Pinsel aus der Tasche, hantirte damit im Gesicht herum, und kam in einigen Minuten wieder zu uns heraus als gebeugter, wankender Greis, mit gelber, eingeschrumpfter Haut und weißem Haar.

„Haben die andern Gefangenen meinen Vater gesehen?“ fragte er Benedikt, der ihn verwundert anstarrte wie einen Hexenmeister.

„Blos zwei,“ lautete die Antwort, „die aber gestern schon hingerichtet worden sind. Der Marschall blieb gewöhnlich immer in seiner Zelle.“ Und zu mir sich wendend, sagte Benedikt: „Kommen Sie, und führen Sie den neuen Gefangenen hinaus, weil's denn doch so sein muß, obgleich ich gern mein ganzes Jaqrgehalt hingäbe, wenn ich diesen braven Sohn retten könnte!“

„Vorwärts, vorwärts!“ rief dieser. „Sparet

Euer Lob, Benedikt, denn ich bin ja doch dem Tode verfallen!“

Wir führten ihn, mit übergeworfenem Mantel, hinauf in die Zelle. Als wir eintraten, saß der Marschall mit uns zugekehrtem Rücken auf einem niedrigen Schemel und war damit beschäftigt, Etwas in einer schmutzigen Pfanne umzurühren. Kaum bemerkbar wendete er sich um und sagte schwermüthig: „Wieder ein neues Schaf für die Schlachtbank? O Freiheit, welche Verbrechen werden unter deinem Namen verübt!“

„Unser neuer Freund ist ein alter, kranker Mann,“ sagte ich, indem wir den Sohn auf das nächste Bett legten; „er ist matt und müde, und möchte gern schlafen. Bitte, stören Sie ihn nicht, während ich hinunter gehe, um das Verzeichniß vorlesen zu hören.“

Während ich die letzten Worte sprach, kehrte ich dem Marschall den Rücken zu und goß unbemerkt den Schlaftrunk in den auf dem Tische bereit stehenden Weinbecher.

„Ich werde ihn durchaus nicht stören,“ meinte der Marschall, immer noch mit seiner Pfanne am Kaminfeuer beschäftigt. „Ich habe selbst zu viel gelitten, um nicht die Leiden Anderer mitzufühlen. Mag er ruhig schlafen, der arme Alte! der Schlaf ist ja das einzige Glück, welches uns hier geblieben! — Wissen Sie,“ fuhr er fort, indem er plötzlich aufstand und meine beiden Hände ergriff, während der gute Benedikt still die Zelle verließ, „wissen Sie, daß ich eine deutliche Ahnung von einem nahenden Unglück habe? Unser ganzen Familie ist diese prophetische Gabe eigen. In dieser Nacht, ich fühle es klar und deutlich, wird der Befehl zu meiner Hinrichtung kommen. Nun, ich fürchte diese Botschaft nicht; denn seitdem mein Sohn verloren ist, hat das Leben keinen Werth mehr für mich!“

„O, lieber Freund, diese Ahnungen sind die natürlichen Folgen Ihrer Gemüthsstimmung!“ erwiderte ich. „Was aber Ihren Sohn betrifft, sind Sie's ganz gewiß, daß er für Sie verloren ist? Sind Sie, lieber Marschall, vielleicht nicht zu hart, zu unverföhnlich für ihn gewesen? Haben Sie wohl immer unfres Herrn und Heilands schöne Worte bedacht: „Vergebet, so wird euch vergeben!“

„Genug!“ rief der Marschall, ungeduldig mit dem Fuße stampfend. „Mein Sohn ist ein Verworfenner, der Schandfleck unfres alten Geschlechts! Er hat das Herz seiner treuen Mutter gebrochen! Sagen Sie mir nichts mehr von ihm, denn unter dem Fallbeile noch würde ich ihn

nicht die Hand zur Vergebung reichen! — Aber wie langsam mein Lohp focht!“

„Soll ich vielleicht Ihr Abendessen fertig machen?“ fragte ich, während der scheinbar Schlafende laut zu schnarchen begann.

„Nein, ich danke,“ entgegnete der Marschall, und trank dann bedächtlich seinen Wein. „Bitte, gehen Sie hinab, um die Liste vorlesen zu hören, und antworten Sie bei meinem Namen für mich. Gehen Sie, und überlassen Sie den alten Marschall seinen trüben Gedanken!“

Ich ging hinunter. Große Bewegung war bei der Wachtstube. Die Beamten der Sektion standen in vollem Staate da, und das Verzeichniß Derjenigen wurde vorlesen, welche an diesem Tage vom Revolutions-Tribunal zum Tode verurtheilt worden. Bereits war's dunkel, und es brannten daher Fackeln, deren gelber Schein die kalten, gefühllosen Gesichter dieser Menschen, mit ihren dreifarbigigen Schärpen und schweren Säbeln, deutlich erkennen ließ, während sie von einem Haufen Sansculottes umgeben waren, die von Zeit zu Zeit das «Ca ira! ca ira!» anstimmten.

In kaltem, gleichgültigem Tone rief jetzt einer der Beamten folgende Namen ab: „Achille Valle, Advokat, Nr. 21; Julius Chauvy, Schuhmacher, Nr. 41; Peter Baron, Tapezierer, Nr. 14; Georg Pecourt, Blechner, Nr. 12; der Marschall von Moncy, Nr. 38. — Das ist Alles für heute!“

Die gaffenden und horchenden Sansculottes jubelten wieder, warfen die rothen Schärpen in die Höhe und schlugen mit den Säbeln und Säbeln klirrend zusammen, denn die Hinrichtung eines ehemaligen Marschalls aus der Königszeit versprach einen großen Genuß. Der neben mir stehende Benedikt flüsterte mir zu: „Es ist so gekommen, wie ich's vermuthet habe!“

Rasch stieg ich die Treppe hinauf in unsre Zelle. Schlafend lag der Marschall auf seinem Bette, das Gesicht aufwärts gekehrt, und sein Weinbecher stand geleert auf dem Tische. Der Sohn war über den Vater gebeugt und winkte mir, als ich eintrat, zu ihm zu kommen. Der Schlafende war jetzt kein alter Mann mehr, sondern jung und farbig, hatte schwarze Augenbrauen und dunkles Haar. Erstaunt blickte ich den jungen Moncy an, der nun das treueste Abbild seines Vaters war, dem er seine Kleider aus- und sich angezogen hatte. Der junge Mann, so schien es, lag schlummernd auf dem Bette, und der greife Vater beugte sich mit zärtlicher Besorgniß über ihn.

„Ist das Verzeichniß abgelesen worden,“ fragte

er, ruhig mich anblickend, „und stand meines Vaters Name darin?“

„Ja,“ sagte ich traurig. „Die Karren werden mit Tagesanbruch kommen!“

„Gott sei's gedankt!“ rief er, auf die Kniee sinkend und die gefalteten Hände gen Himmel hebend. „Ich habe lange und inbrünstig gebetet, daß diese Stunde kommen möge. Geist meiner Mutter, nimm die Sühne deines reuigen, verlorenen Sohnes an! . . .“

Unter ernstem Gespräche verstrich die Nacht; wir konnten und wollten nicht schlafen. Der junge Moncy, der aus kindlicher Liebe und voll Reue über seine Sünden dem Tode sich weihte, erzählte mir seine Geschichte, wie er das väterliche Haus verlassen hatte und ein herumziehender Gaukler und Komödiant geworden. Schwere Sünden, als Ungehorsam gegen die Eltern und jugendlicher Leichtsinns, hatte er sich, wie es schien, nie zu Schulden kommen lassen. Was ich aber auch sagen mochte, durch nichts ließ er sich abbringen von dem gefaßten Entschluß der Selbstopferung, seinem alten Vater zu Liebe.

Es mag ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruch gewesen sein, und wir saßen noch, beim dürftigen Scheine der Lampe, in leisem Gespräche da, als an der äußern Pforte Stimmen vernehmbar wurden, das Rollen schwerer Räder sich hören ließ und feste Niegel aufknarrten mit lautem Geräusche.

„Die Bürger kommen!“ rief der Sohn. „Lassen Sie schnell das Licht aus! Ich will mich nur auf das Bett werfen, um sie nicht lange warten und meinen Vater aufwecken zu lassen. —“ Er bückte sich, küßte die Stirn des schlafenden Marschalls und warf sich dann auf dessen Lager.

„Leben Sie wohl, braver Sohn!“ sagte ich tief ergriffen. „Jenseits werden Sie den Lohn finden für Ihre Kindesliebe!“

„Still, still!“ entgegnete er leise; „da kommen sie!“

Wir hörten Tritte auf der Stiege. Thüren wurden draußen im Ganzen geöffnet, Säbel rasselten, die Hunde der Schließer knurrten, und beständiges Schluchzen, das Zeichen schmerzvollen Abschieds, schlug an unser Ohr.

Die Thüren derjenigen Zellen, aus welchen die Opfer abgeholt werden sollten, wurden jedesmal am Abend vorher mit weißen Kreuzen bezeichnet. Bald kamen die Leute auf ihrem Umgang auch an unsere Thüre.

„Da ist Nr. 38,“ hörten wir Benedikt sagen. „Hier ist mein Kreuz! Der alte Marschall liegt

auf dem dritten Bett zur Linken; die beiden Andern sind noch nicht reif für die Guillotine!“

„Nah, 's wird nicht lange mehr dauern, bis sie auch an die Reihe kommen und rasirt werden!“ ließ sich eine tiefe, rauhe Stimme vernehmen, worauf lautes, wildes Gelächter erfolgte.

Die auswendigen Niegel wurden zurückgeschoben, die Thür aufgerissen und fünf Männer, mit Fackeln in den Händen, traten herein. Sie gingen schnurstraks nach dem von Benedikt bezeichneten Bett und packten den vermeintlichen Marschall unsanft beim Arme.

„Heraus da! Nur schnell!“ riefen sie durcheinander. „Der Galawagen des Marschalls von Moncy steht vor der Thür. Hurtig angekleidet! Ihr müßt kaltes Blut haben, Bürger Moncy, daß Ihr so ruhig schlafen könnt, wenn Ihr in einer halben Stunde einen so langen Schlaf beginnen sollt. Heraus da!“

„Ich bin bereit,“ erwiderte der brave Sohn mit verstellter Stimme. „Das lange Warten macht müde; der Tod ist mir willkommen! Heute werde ich meinen König im Himmel wiedersehen!“

„Das ist ein echter Kampfbahn!“ bemerkte spöttisch einer der Fackelträger, und fügte dann, zu mir sich wendend, bei: „Ihr, Bürger, könnt Euch schlafen legen und träumen, Ihr besiegt das Schaffot!“

„Ein wenig leiser!“ bat ich. „Mein Freund dort ist krank; wecket ihn nicht. Ihr habt ja Euern Mann, darum gehet in Gottes Namen!“

„Kommet!“ drängte der junge Moncy, „kommet, ich bin zum Gange bereit! Weiben Sie Gott befohlen, mein lieber, treuer Freund!“

Wir schieden. Die Thür wurde zugeschlagen und ich war allein mit dem schlafenden Marschall. Unmöglich kann ich die jetzt mich mächtig beschürmenden Gefühle beschreiben, das innige Mitleid, das ich für den wackern Sohn und für den armen, zwar geretteten, aber auch kinderlosen Vater empfand! . . .

Der Tag brach an. Da, auf einmal, klangen die Töne der Sturmglocke in unsern stillen Kerker und der wiederholte Ruf: „Zu den Waffen!“ Ich fuhr bestürzt empor aus dem unruhigen Schlafe, der mich übermannt hatte. Auch der Marschall erwachte und stand auf.

„Lieber Freund,“ sagte er, „wie's scheint, wollen die Sansculottes in unser Gefängniß einbrechen und uns niedermeßeln. Wo ist unser Gefährte von gestern Abend?“

„Ja, Herr Marschall,“ entgegnete ich, „es ist möglich, daß unser Ende sich naht. Deshalb

muß ich Ihnen auch, ehe wir sterben, den Beweis geben, daß Ihr armer Sohn kein schlechter, entarteter Mensch war. Unser gestriger Gefährte ist Ihr Sohn gewesen. Der Wunsch, Sie zu retten und starr Ihrer das Schaffot zu besteigen, hat ihn hierher getrieben. Vielleicht legt er in diesem Augenblicke seinen Kopf unter das Fallbeil, obgleich Sie ihn verstoßen haben.“

„Nah, Sie träumen wohl noch, mein Bester!“ sagte lächelnd der Marschall. „Sie haben vermuthlich nicht ausgeschlafen?“

„Nun denn, so schauen Sie da hinein!“ bat ich, und hielt ihm einen Taschenspiegel vor. „Sehen Sie, wie der verlorene Sohn Ihr Gesicht verändert und dem seinigen ähnlich gemacht hat, um unter Ihrer Gestalt die Guillotine zu besteigen.“

Er warf einen Blick in den Spiegel, starrte mich dann ganz seltsam an und sank auf die Kniee nieder. „Großer Gott, ich danke dir von ganzem Herzen!“ betete er; „du hast Wunder an uns gethan! Mein Sohn war also doch brav und edel, doch ein echter Moncy! Nimm ihn in Gnaden auf in deinem himmlischen Reiche!“

Heiße Thränen ersticken die Stimme des alten Mannes, während er für seines Sohnes scheidende Seele betete.

Unterdessen wurde der Lärm auf der Straße immer lauter, mehrere Schüsse fielen, und es kam mir vor, als würde mit Gewehrkolben an das äußere Thor geschlagen.

„Unsere Stunde ist auch gekommen!“ sagte ich und umschlang den Marschall mit festen Armen.

Im nämlichen Augenblick wurden eilige Fußtritte draußen im Gange hörbar, und Benedikt riß die Thür unsres Kerkers auf, mit den freudig klingenden Worten: „Hoch lebe die Republik! Robespierre ist gestürzt! Sie sind frei, meine Herren, Alle frei! Es wartet Jemand draußen. Na denn, nur herein, nur herein!“

Und herein trat der Sohn des Marschalls und kniete nieder vor seinem Vater. Dieser richtete den Keuigen empor und umhalste ihn voll väterlicher Inbrunst. Alle, Alle weinten Freudenthränen.

Der Karren, welcher die dem Tode Bestimmten zum Richtplatz hatte bringen sollen, war unterwegs von Polizeibeamten angehalten worden, welche die längst ersehnte Nachricht brachten von dem Sturze Robespierres und dem Ende der Schreckensherrschaft.

Klagelied eines Vaters.

(In Straßburger Mundart. — Freundschaft.)

’S isch hylsdaas doch gar ze schwer
G Doochter ze placiere!

Anspruch genue, d'r Bytel leer,
Kann diß sich affordiere?

Un Hoffahrt unter All und Jung,
Blitzvenni G'schmack for d' Huushaltung:
Do het d'r Mann e böses Loos,
’S isch halt e Dorn an jeder Noos!

Gar Manchi b'fize d' G'schicklichkeit
Sich nett im Geh'n ze drehje,
Un mit 'me byre, sydne Kleid
Ganz grüendli d'Gaf ze seije.
Mir isch vollkumme n-uff d'r Welt,
Un b'Schönheit hylsdaas loscht Geld;
G Duell von Dischbedaad un Zorn,
Doch jedi Noos het ihre Dorn!

’S gitt Andri, die verstehn's gar guet
In Golt un Eyd ze sticke,
Drum sehl't's ne-noft an Zyt un Mueth
De Kindre d'Streumpf ze sticke.
Falsch Golt wurd leider g'nue verschafft,
Glanz will m'r han mit Ubschafft,
Un uff de Schyn steijt Alles los:
’S het Dorne halt e jedi Noos!

Un breddytt m'r for d' Sparfamkeit,
Gepfliffen isch's de Myse!
Viel Wywer werfe b'V'scheideheit
Ganz einfach in's alt Ise!
Diß gitt e schwere-n-Lewiwelstand,
Geh't mit 'm Unglück Hand in Hand;
Lichtsinni hyt, verdorwe morn:
’S jedi Noos het ihre Dorn!

Wie 's d' gröschti Mode jez will han,
Mamselle g'nue sich kleide;
Dah uff b'r Gaf sie Niemes kann
Vom Unruitt unterscheide.
D'r Staat — der Krebs in unsrer Zyt —
Ze Marre macht viel g'scheiti Zyt,
Un wurd in alle Stände groß:
’S isch halt e Dorn an jeder Noos!

Wo soll diß nuß?... M'r sinn am End
Un wölle-n-ab jez breche,
Denn unserins het nit 's Talent
Ze heile die Gebreche.
Nurr 's Unglück säuert, mit schwerem Druck,
Uns uff de rächte Weij zeruck;
Nurr wenn m'r spüere 's Himmels Zorn,
Ze denke m'r an unsre Dorn!

M. B.

(Das Klagelied einer Mutter folgt später.)